



Tanzen gegen den Krieg in Vietnam: Hippies während einer Protestveranstaltung im Golden Gate Park. (San Francisco, 15. April 1967)

Summer of ...

Fortsetzung von Seite 61

dankt sich weitgehend den Impulsen von 1967.

Und in der Popkultur tat sich etwas. Im April 1967 feierte das bahnbrechende Musical «Hair» in New York Premiere. Am 1. Juni 1967 veröffentlichten die Beatles ihr epochales Album «Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band». Das Monterey Pop Festival im gleichen Monat brachte etliche neue Bands auf den Plan. Dieses Festival, dessen Line-up im Nachhinein wie eine Vorwegnahme von Woodstock («Three Days of Peace and Music», 1969) anmutet, hatte über die Musik hinaus auch soziale Bedeutung: Benefizkonzerte finanzierten freie Kliniken, weil viele Ärzte sich damals weigerten, Hippies zu behandeln. Es gab Shops, die Gratisessen verteilten, und viele andere gemeinnützige Einrichtungen. Man mag sie aus heutiger

Warte als naiv ansehen; sie spiegeln einen Idealismus, der uns abhandengekommen ist. Aber dass hier Jimi Hendrix, Janis Joplin, The Who, Otis Redding, The Animals, Simon & Garfunkel, Canned Heat, The Byrds und viele andere an nur drei Tagen am gleichen Ort auftraten – etliche von ihnen waren noch kaum bekannt und schafften hier über Nacht den Durchbruch –, bleibt ein Ereignis.

Was war damals anders als heute? 1967 gab es noch eine integrative Jugendkultur. Wir müssen uns nur die Konzerte von Monterey 1967 ansehen. Heute wäre es schlicht unmöglich, ein Festival so zu programmieren.

Die Jugend von 1967 war noch nicht in Gruppen mit partikularen Interessen zersplittert. Das machte sie zu einer starken Gemeinschaft.

ren. Die Hippies waren bereit, sich drei Stunden lang das Sitar-Spiel des Inders Ravi Shankar anzuhören. Es störte sie nicht, dass die psychedelische Folkrockgruppe Country Joe and the Fish («I-Feel-Like-I'm-Fixin'-to-Die Rag») unter der gleichen Affiche wie Scott McKenzie, The Mamas and the Papas oder der südafrikanische Trompeter Hugh Masekela auftraten. Die Jugend von 1967 war noch nicht in Gruppen mit partikularen Interessen zersplittert. Das machte sie zu einer starken Gemeinschaft.

Gewiss: Sie war blauäugig. Sie lehnte die Massstäbe des konformistischen Materialismus ab; sie setzte im Sinn egalitärer Utopien auf Besitzlosigkeit, Gemeinschaft und Teilen. Ihre Konzepte versuchte sie in Kommunen und auf Bauernhöfen im kalifornischen Hinterland umzusetzen. Sie war ahnungslos, was die Gefahr von Drogen und des damit verbundenen Handels betraf. Viele junge Menschen starben als Opfer oder wurden Sozialfälle. Der Traum einer egalitären, alternativen Gesellschaft zerbrach auch

Vier Tage im Jahr 1967



14.1.

Im Golden Gate Park in San Francisco feiern 30 000 Personen unter dem Motto «Turn on, tune in, drop out» des ange-reisten Psychologen Timothy Leary.

13.5.



Scott McKenzies Song «San Francisco» («Be Sure to Wear Some Flowers in Your Hair») erscheint. Er wird sofort zum Hit – und zur Hymne des «Summer of Love».

18.6.



Den Schlußtag des Monterey-Pop-Festivals erleben rund 60 000 Leute. Auf der Bühne stehen u.a. The Who, Grateful Dead, Jimi Hendrix, Janis Joplin (Bild).

6.10.

An der Veranstaltung «Death of a Hippie» wird ein Mensch symbolisch zu Grabe getragen. Damit endet der Summer of Love.



in dieser Subkultur. Wir haben indes keinen Grund, uns darüber zu freuen oder uns über die Träume von damals erhaben zu dünken. Dass 50 Jahre nach dem «Summer of Love» jeder gegen jeden kämpft, dass der Leistungsgedanke ubiquitär ist, dass die Gewinne individualisiert und die Verluste sozialisiert werden, dass wir den Haifisch-Kapitalismus resigniert sich selbst überlassen: Darauf können wir nicht stolz sein. Unsere Welt wird durch die skrupellosen Unternehmer von heute weit stärker bedroht als durch die Träumer von gestern.

Eine bittere Ironie der Geschichte besteht darin, dass die Gegenkultur von damals, während sie sozialpolitisch bedeutungslos geworden ist, die angewandte Kunst bis heute beherrscht. Die Werbebranche hat rasch gesehen, wie kreativ die alternative Szene von damals war, und hat sie instinktsicher genutzt. Im Design von heute ist der Untergrund von damals höchst präsent. Die Bildsprache der Plakate und Plattencovers der Jahre um 1967 hat stilbildend gewirkt. Zwischen 1966 und 1968 arbeiteten zahlreiche Künstler für den Konzertveranstalter Billy Graham und das Kollektiv Family Dog, die im Fillmore Auditorium und im Avalon Ballroom Bands auftreten liessen oder auch zu «Acid Tests» genannten Happenings einluden. Die Plakate der Künstler, die sich unbekümmert beim Vokabular des Jugendstils und der Wiener Sezession bedienten und die Schrift in alle Richtungen dehnten und wölbten, waren von Anfang an mehr als blosses Werbemittel. Die phantasievollen gemalten Drogenprotokolle, heute begehrte Sammelobjekte, waren der Ausdruck eines allgegenwärtigen Lebensgefühls.

Verspielter Anarchismus

Im Sommer 1967 pilgerten mehr als 100 000 Jugendliche nach San Francisco, vor allem in den Stadtteil Haight-Ashbury, ein heruntergekommene Viertel. Ihre Bewegung wurde zum Inbegriff einer friedlichen, bisweilen auch etwas schläfrigen Gegenkultur. Von Auseinandersetzungen, die über den üblichen Ärger über Abfall und Lärm hinausgegangen wären, ist wenig bekannt. Die Jugendbewegung war noch kaum ideologisiert. Ho Chi Minh und Mao Zedong prägten die Debatten bis dahin kaum. Der «Summer of Love» war vielmehr der Ausdruck eines kreativen, verspielten Anarchismus. Er umspannte ein knappes Jahr. Am 6. Oktober 1967 wurde er in einer symbolischen Zeremonie zu Grabe getragen – aus Protest gegen seine Kommerzialisierung. Mehrere Faktoren bewirkten, dass sie sich in den folgenden Jahren nicht neu belebte. Die Anhänger der Bewegung wurden älter, ihr Optimismus kam ihnen abhanden, sie wurden von bürgerlichen Berufen ergriffen oder richteten sich in Nischen ein. Ein Teil der Szene verelendete durch das Aufkommen harter Drogen. Das Festival von Woodstock, oft als Höhepunkt der Flower-Power-Bewegung missverstanden, war schon ihr Abgang.

Dass die Geschichte sich nicht zurückholen lässt, zeigt das Jubiläumsjahr 2017. San Francisco feiert es opulent. Doch die nostalgischen Besucher erliegen einer Illusion. Von der Alternativkultur des Sommers der Liebe ist nichts übrig geblieben. Die Stadt der Hightech-Konzerte ist eines der teuersten Pflaster der Welt und gentrifiziert wie kaum eine andere. Wer sie heute besuche, hat Rory Carroll im «Guardian» bissig bemerkt, könne zwar gerne Blumen im Haar tragen; vor allem aber brauche er eine Kreditkarte.

Der Schildbürgerstreich von Chur

Der Direktor des Bündner Kunstmuseums wird zum Opfer der Inkompetenz von Politik und Verwaltung.

Wäre es nicht so bitter, könnte man von einem Schildbürgerstreich sprechen und es bei einem Lächeln bewenden lassen. Doch in diesem Fall bleibt einem das Lachen im Hals stecken: Letzte Woche teilte Regierungsrat Martin Jäger (SP) mit, dass der Direktor des Bündner Kunstmuseums, Stephan Kunz, seines Amtes enthoben und auf eine neue Position als «Hauptkurator» zurückgestuft wurde. Sein Amt werde Nicole Seeberger übernehmen, die bisher als Registrarin des Museums Kunz unterstellt war.

Daraufhin hagelte es Proteste sowohl aus der Kulturszene Graubündens wie auch aus der ganzen Schweiz, und der Regierungsrat sistierte seine Entscheidung einstweilen. Kunz bleibt seines Amtes jedoch enthoben.



EDDY RIECHI / KEYSTONE



Demonstranten vor dem Bündner Kunstmuseum (l.) engagierten sich am Mittwoch für den umstrittenen Direktor Stephan Kunz.

Wie ist dieses Verhalten zu verstehen? Eigentlich gar nicht. Nach allem, was bisher zu erfahren war, wurden sowohl der Direktor als auch der Kunstverein überrascht. Regierungsrat Jäger machte in seiner Minimalbegründung mangelhafte Führung geltend, ohne zu bezeichnen, worin die Mängel bestehen. Das ist gegenüber dem bisherigen Direktor öffentliche üble Nachrede und mit einem guten Anwalt justiziabel. Jäger beruft sich auf ein externes Gutachten über das Klima im Haus, das nach Gesprächen mit dem Personal erstellt wurde, aber von zweifelhafter Qualität sein soll. Beteiligten, die das Museum von innen kennen, war nichts von Personalproblemen bekannt.

Sie verweisen dagegen auf einen Grundkonflikt: Mit dem Neubau verfügt das Kunstmuseum über die dreifache Ausstellungsfläche. Budget und Personal adäquat anzupassen, hat sich die Regierung bisher jedoch geweigert. Welche Rolle dabei die umstrittene Kulturamtsleiterin Barbara Gabrielli spielt, die Kunz übergeordnet ist, ist offen.

Graubünden ist kulturell eher ein steiniger Boden. Man hat mit Stephan Kunz einen der besten Museumsmänner verpflichtet, die derzeit zu haben sind. Sein Start, die Eröffnung des neuen Hauses, die bisherigen Ausstellungen waren glanzvoll und haben Chur völlig zu Recht auf die europäische Kunstkarte gesetzt. Obendrein schloss die Auftaktausstellung mit Gewinn. Das wäre nicht möglich ohne Kompetenz in Personal- und Geschäftsführung. Kunz zurückzustufen, stoppt den Aufbruch und beschädigt massiv den Ruf des Hauses. Wie kopflos dieses Vorgehen ist, zeigt auch die Nominierung der Nachfolgerin. Sie hat nichts vorzuweisen, was sie zu dieser Aufgabe empfindet.

Es wäre zu wünschen, dass die Sistierung der Entscheidung ein Umdenken andeutet und Kunz Direktor bleibt. Vielleicht wollen ja auch die Sponsoren für ihre Gelder lieber ein renommiertes Museum sehen als eine Verwaltung, die sich durch dubiose Machtgesten profilieren. Einen Rückfall in Provinzialität fördert keiner gerne. *Gerhard Mack*